

# Unterwegs zur Mondrakete

## Tagebuch der Forschung

Bakter ist tot. Er explodierte in seinem Laboratorium beim Bau von Raketen. Lyon, der Amerikaner, explodierte zweimal. Das erstemal brach er einen Arm, das zweitemal wäre er fast getötet worden. Goddard, auch ein Amerikaner, kam auch mit knapper Not bei einer Explosion davon. Oberth war glücklicher. Er hat sich nur finanziell ruiniert und seine Nerven dazu. Wer mit Raketen spielt, legt sein Leben ein. Es ist, als ob dem Geschlecht des Kosmos spätere Nachfahren erstanden wären.

Die Leser dieser Rubrik in der „Vossischen Zeitung“ wissen, daß wir neuen technischen Erfindungen gegenüber stets eine Haltung eingenommen haben, die eher ein Zuviel an Skepsis als ein Zuviel von Optimismus enthielt. Aber an die Mondrakete glauben wir, trotzdem bisher alle Erwartungen in dieser Richtung teils durch Unfälle teils durch klägliche Mißerfolge enttäuscht wurden. Dennoch glauben wir daran, daß in den nächsten hundert Jahren das erste bemannte Raumschiff zum Monde starten wird.

\*

Der Weg ist gewiesen. Eine Anzahl von Technikern und Forschern, über alle Länder der Welt zerstreut, die in gegenseitigem regen Kontakt miteinander steht, arbeitet seit etwa einem Jahrzehnt, teils theoretisch, teils praktisch auf diesem Gebiete; die Öffentlichkeit weiß nicht viel von ihnen. Professor Goddard und Dr. Lyon in Amerika, Baron Guibo in Pirquet in Wien, Professor Esnault Pelterie in Frankreich, Ziolkowsky, Rynin und Perlmann in Rußland, Oberth in Rumänien sind vielleicht die wichtigsten von ihnen im Ausland. In Deutschland selbst wurde vor einigen Monaten der erste Raketen-Flugplatz des „Vereins für Raumschiffahrt“ in Berlin-Tegel eröffnet.

Der Weg ist gewiesen: aber die praktischen Ansätze sind vorläufig recht kärglicher Art. Die Mondrakete hält noch im Embryonenstadium. Seit den ersten mißglückten Opel-Balierischen Versuchen hat man eingesehen, daß mit den festen Pulverraketen, wie sie unsere Feuerwerkskörper antreiben, auf die Dauer nicht weiterzukommen war. Man ging dazu über, flüssige Brennstoffe zu verwenden, die unter hohem Druck durch ein sich verengendes Rohr, eine sogenannte „Düse“, ausströmen und durch den entstehenden Rückstoß das Fahrzeug in entgegengesetzter Richtung antreiben sollten. Man hatte damit eine völlig neue Antriebskraft gefunden, die unabhängig vom Vorhandensein eines Mediums wie Wasser, Erdboden oder Luft ist. Alle bekannten Fahrzeuge, vom U-Boot bis zum Flugzeug, sind auf ein solches Medium angewiesen. Der Raketenmotor mit flüssigem Brennstoff aber ist imstande, im luftleeren Raum: außerhalb der Erdatmosphäre, oder im luftverdünnten Raum: in der Stratosphäre, das ihm anvertraute Behältnis zu befördern. Wann? Vielleicht schon in zehn Jahren.

Die Techniker des Raketenmotors stehen also einem völlig neuartigen technischen Prinzip gegenüber; sie arbeiten mit einer Maschine, die keine Vorläufer hat und keine Fachliteratur; sie haben kein festes Fundament von Erfahrungsmaterial unter den Füßen, auf dem man weiterbauen könnte. Ueberdies sind neue Maschinen immer bössartiger, solange man sie nicht gezähmt hat. Die Zähmung des Raketenmotors ist eine unendlich mühselige, unendlich schwierige und gefährliche Arbeit.

\*

Man wird es daher als ein Ereignis von besonderer Tragweite begrüßen, daß es dieser Tage gerade in Deutschland geglückt ist, die erste Flüssigkeitsrakete erfolgreich starten zu lassen. Sie stieg über dem Exerzierplatz in Dessau etwa 600 Meter hoch, fiel dann herab und zerfiel. Ihr Erbauer ist der Ingenieur Johannes Winkler, einer der Leiter des „Vereins für Raumschiffahrt“: der geglückte Versuch, der erste in praxi erbrachte Beweis für die Gangbarkeit des Weges. Es ist nicht grade erfreulich, daß Winkler ebenso wie alle anderen deutschen Pioniere des Raketenfluges mit den größten materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und daß Winkler nur dadurch in Stand gesetzt wurde, seine Versuche durchzuführen, daß ausgerechnet ein mächtiger Futfabrikant als Mäzenas am Horizont auftauchte. Kein Filmproduzent

## Wie Skandale „gemacht“ werden

Die Beantwortung einer „Kleinen Anfrage“ der Deutschnationalen im Preussischen Landtag durch den preussischen Wohlfahrtsminister hat noch einmal die Frage der städtischen Baufinanzierungen in der Hebelstraße aufgerollt, die die Deutschnationalen zu einer Skandalaffäre zu machen suchten. Der „Baufandal“ besteht darin, daß im Jahre 1929 das Bezirksamt Charlottenburg vor die Alternative gestellt war, einen ganzen Baublock von zwanzig Häusern, der durch die Erschütterung des Hauses Hebelstraße 18/19 gefährdet war, räumen zu lassen oder die erste Gelegenheit zu benutzen, um eine bauliche Sanierung zu erreichen.

Da die Verhandlungen mit dem Eigentümer zu keinem positiven Ergebnis geführt hatten, wurde das Haus von einem Architekten in der Zwangsversteigerung erworben, nachdem ihm die Unterstützung der Stadt bei den Restaurierungsarbeiten zugesichert worden war. Es mußte schnell gehandelt werden, da die Arbeiten in größter Gefahr waren. Die Technische Hochschule, die um die Entsendung eines Sachverständigen gebeten wurde, erließ für solche schwieriger Spezialfälle keinen Sachmann zur Verfügung zu haben.

Das Bezirksamt ging also mit eigenen Kräften an die Reu-fundierung der Häuser, die sich überaus schwierig gestaltete und

in Deutschland würde es heute wagen, das Ritzschmotiv vom Gelehrten, der mit einer genialen Idee im Kopf in seinem ärmlichen Stübchen melodramatisch verhungert, seinem Premierpublikum vorzuführen. Es wäre vielleicht an der Zeit, daß die Kreise die es angeht, diesem melodramatischen Zustand auch in der Wirklichkeit ein sachliches Ende bereiten.

## Vom überirdischen Leben

Von der Mondrakete werden die Gedanken automatisch zur uralten Frage gelenkt, ob es auch auf anderen Planeten Lebewesen geben kann. Seitdem es denkende Erdenbewohner gibt, träumen sie dieser Frage nach und beantworten sie mit ja oder nein, je nach Weltanschauung und Temperament. Empirisch läßt sie sich bisher nicht beantworten; theoretisch im strengen Sinne des Wortes auch nicht; für Spekulationen aber liegen immerhin bestimmte Anhaltspunkte vor, deren Deutung allerdings wiederum Geschmacksache ist. Trotzdem, oder gerade deswegen, ist es vielleicht interessant, die Meinung eines bedeutenden russischen Astronomen zu hören: die des Dr. Leonid Andreiko in Leningrad. In der „Umschau“ läßt Andreiko zuerst die uns bekannten Lebensbedingungen auf den Planeten unseres Sonnensystems Revue passieren. Der sonnennächste Planet Merkur hat überhaupt keine Atmosphäre, die Venus nach den neuesten Untersuchungen am Mount-Wilson-Teleskop im Gegenatz zu früheren Annahmen wahrscheinlich auch keine, dann kommt die Erde mit ihren seltsamen Bürgern, gefolgt vom Mars, dem umstrittensten aller Planeten, über den man sich besser in keine näheren Erörterungen einläßt, der aber wahrscheinlich doch eine, wenn auch nur sehr geringe, atmosphärische Hülle hat. Die großen Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun haben so hohe Temperaturen, daß an ein ähnlich wie auf der Erde organisiertes Leben überhaupt nicht zu denken ist. Die Chancen dafür, daß ein solches Leben auf anderen Planeten unseres Systems zu finden sei, stehen somit recht schwach. Aber muß es denn ausgerechnet ein solches Leben sein?

Unsere Lebenssubstanz ist das Protoplasma: eine komplizierte chemische Verbindung von Eiweiß, Kohlehydraten und Fetten. Die astronomische Erfahrung lehrt, daß auf anderen Planeten das Protoplasma keine Lebensmöglichkeit hätte. Es wäre aber eine kaum zu rechtfertigende Arroganz, zu glauben, daß weil auf der Erde alles Leben aus Eiweiß besteht, auch für andere Planeten dieselbe Regel gilt. Andreiko zeigt nun sehr hübsch, daß dem Protoplasma analoge, strukturell eng verwandte, Verbindungen recht gut denkbar, wenn auch nicht im Laboratorium herstellbar sind. Zum Trost kann man sich vorhalten, daß ja auch das Protoplasma selbst im Laboratorium nicht herstellbar ist. Ein solches, der Venus auf Taille gearbeitetes Protoplasma könnte zum Beispiel so beschaffen sein, daß dort das Silizium, dem Kohlenstoff eng verwandt aber in viel höherem Maße temperaturbeständig, den Kohlenstoff ersetzt; der Phosphor an Stelle des Stickstoffs tritt; der Schwefel an Stelle des Phosphors. Ein Blick auf das Periodische System der Elemente lehrt, daß dabei nichts anderes geschehen ist als ein Tiefsinken der Elemente um eine Stelle in derselben vertikalen Kolonne. Die Aufgabe des Wasserstoffs, die einzelnen Atome zu größeren Molekeln zusammenzuhalten, können möglicherweise Selen und Tellur übernehmen. Die Annahme wird gerechtfertigt durch die chemische Erfahrungstatsache, daß ein Element in vielen Verbindungen durch ein chemisch verwandtes vertreten werden kann. Die physikalisch-chemischen Bedingungen auf den anderen Planeten stellen also der Phantasie kein Hindernis in den Weg, sie mit Leben bevölkert zu denken; nur daß dieses Leben nicht nur in seinen Formen, sondern auch in seinem chemischen Aufbau, von dem unsrigen verschieden sein muß.

Gewißheit darüber werden wir erst haben, bis die Raketenmotoren einer kommenden Generation soweit sind, daß sie ihr gestatteten, die Dinge direkt in Augenschein zu nehmen. Wer über diese ernsthafte Erwartung lächelt, der male sich in Gedanken seinen Uroprotoplasten in einem Aeroplan aus, wie er gleichzeitig Darenty im Lautsprecher hört. Es ist das beste Denktraining, um sich Vorurteile abzugewöhnen. Arthur Koestler.

über die vorgesehene Kosten beträchtlich hinausging. Ein Darlehen von 342 000 Mark, das auf Hypotheken an dritter Stelle eingetragen ist, wird als verloren angesehen. Diese Tatsache gibt der Rechten Veranlassung, jetzt immer noch, lange nach der Sicherung der Häuser, bei deren Räumung Hunderte von Familien auf die Straße gemußt hätten, von einem Bauandal zu reden.

**Die Wannseebahn wird beschossen.** Gestern nachmittag wurde ein Zug der Wannseebahn von einem bisher unbekanntem Täter beschossen. Zwischen den Stationen Großgörschenstraße und Friedenau wurde aus einem Fenster des Häuselbaus der Eisackstraße ein Schuß auf den fahrenden Zug abgegeben. Das Geschloß durchschlug eine Scheibe, ohne einen der Fahrgäste zu verletzen.

**Verzweiflungstat einer Mutter.** Gestern nachmittag wurde in ihrer Wohnung in Schmargendorf in der Augusta-Biktoriastraße 5 die Witwe Kampe mit schweren Vergiftungserscheinungen bewußtlos aufgefunden. Sie wurde in das Gertrauden-Krankenhaus am Brabanter Platz eingeliefert. Frau Kampe verlor vor drei Tagen ihren Sohn, der in der Küche ihrer Wohnung seinen Leben durch Gasvergiftung ein Ende

bereitete, da er befürchten mußte, die erwartete Einstellung bei der Schupo nicht zu erhalten. Aus Gram über den Tod ihres Sohnes schloß sich Frau K. in ihrer Wohnung ein und drehte den Gasahn auf.

## Hochrippe

Von

GEORG HERMANN

Wenn man einen ganzen Tag Eisenbahn fährt, muß man essen. Man kann sich etwas von Hause mitnehmen. Man kann in den Speisewagen gehen. Und dann gibt es auf dem Bahnhof Wirtschaften. Und manche davon sind sogar berühmt gut. Und außerdem sind sie doch sicher billiger als Speisewagen. Und, wenn man umsteigen muß und fünfzig Minuten dabei Aufenthalt hat, so ist das das Zweckmäßigste und spart Geld. Zeiten sind schlecht — à qui le dites vous — sparen muß man.

Und so stand ich — in der einen Hand den Kupferkoffer und in der andern die Beekente — vor der Bahnhofswirtschaft und las die Speisefarte, die da aushing. Also das Billigste von den Menüs war kurz, bürgerlich und einfach. Aber dann kam ein mittleres, auch noch zu einem annehmbaren Preis, das reichte schon ungefähr über die — wie soll ich das vergleichen? — über die ganze Bucht von Lugano weg. Und war ebenso köstlich. Da gab es eine Suppe mit einem geheimnisvollen Namen . . . ich glaube à la Brillat-Savarin. Dann zur Wahl einen Fisch . . . Heilbutt, oder Zander, oder Rotzunge. Man konnte sogar auch etwas anderes dafür mit Schinken nehmen. Und fürder gab es eben noch Hochrippe mit ausgewählten Gemüsen. Pommes frites gibt es überall zu allen Speisen, sagte schlicht außerdem eine Fußnote. Und weiter kam Nachspeise . . . Rixe. Das dritte, das teuerste Menü, jedoch war so groß, daß kein Konzertesser, der darin öffentlich Vorstellungen gibt, es in vierzig Minuten (und mehr Zeit hatte ich ja nicht) hätte schaffen können.

„Das kommt davon, wenn man auf seinem Kaff sitzt und schläft“, sagte ich mir. „Man weiß gar nicht, was bei uns in Deutschland alles vorgeht. Preisabbau! Fabelhaft, wie jetzt die Leute für ein paar Mark das mit einem Male nur alles geben können. Beim einzelnen sehen sie gewiß zu . . . aber die Menge bringt es. So etwas hätte noch vor drei Monaten mindestens eine Mark mehr gekostet . . . selbst bei uns. Und was ist überhaupt Hochrippe?! Hochhaus, Hochkonjunktur, Hochfinanz, Hochmeister . . . kenne ich. Aber . . . Hochrippe? Das muß doch, mutatis mutandis, unter den Braten das gleiche sein.“

Und im Geist sah ich solche Stücke dampfender, duftender, roziger Braten, umhegt von Balsaden von Spargeln, inmitten einer Gebirgslandschaft von Blumen- und Rosenkohl, mit einem Alpenglüh von Tomaten. — Von den Hügelwellen von pommes frites, in die sie sanft gegen den silbernen Plattenrand ausklagen, gar nicht zu reden.

Wirklich — ich war innerlich mit einem seltenen Behagen erfüllt, sozusagen im Gemüt erwärmt, als ich mich, um drei Minuten vor dreizehn, vor den netten, weiß gedeckten Tisch setzte. In aller Ruhe würde ich das herunteressen und dann, mir den Mund wischend, nach meinem Bahnsteig sieben . . . das war gut so eingerichtet . . . grade gegenüber . . . ich brauchte erst gar nicht durch die Riesenhalle . . . ich konnte mir Zeit nehmen, hinüberzuspazieren. Gott sei Dank, daß ich so viel Muße hatte. Da brauchte ich das nicht so runterzuschlingen. „Also das mittlere Menü!“, sagte ich mit jener gleichgültigen Gelassenheit, die ich vor Kellnern immer markiere, „und nicht wahr? — Zander!“

Die Suppe war eine Suppe. Ganz nett für ihr Alter. Aber Brillat Savarin hatte da nicht Pate gestanden. Nehmt alles in allem, ihr werdet täglich ihresgleichen haben. Der Fisch war gut. Jedoch ein bißchen verdammt wenig. Immerhin . . . in der Theorie — so als Vorpeise gedacht — hatten die Leute recht. Wenn sie einem derartige Riesenportionen geliebt auffahren, verlegt man sich nur den Appetit für die Hochfinanz und seine Gemüsegebirge . . . Ach nein — für die Hochrippe. Da drüben an dem Tisch lachender Rheinländer war, glaube ich, schon so eine mächtige Platte, von einem versilberten Stahlhelm verdeckt, inzwischen gelandet. Jetzt war es eben dreizehn Uhr zwö. In fünfundsiebzig Minuten kann man so etwas schon bewältigen. Aber plötzlich stand ein Scheibchen Käse, auf einem Scheibchen Brot leitend, vor mir. Sie kennen doch alle noch die alte Geschichte von dem Berliner Schusterjungen: „Meister, ich bin blind geworden . . . ich kann de Butter nicht aufs Brot sehn“. „Junge, vor den Biß jehste jehst zur Meesterin un läßt dir ne ordentliche Scheibe Käse rauf legen.“ „Jetzt kann id wieder kiesen, sogar so jut, daß ich durch das Brot, durch de Butter un durch den Käse durchsehn kann.“ Und so war's. Aber es war kein Schreizerkäse etwa, sondern Holländer, ohne Löcher. Mit dem Mikrotom geschnitten.

Ich muß ziemlich dumm ausgesehen haben, als ich nochmal die Speisefarte in die Hand nahm. Richtig . . . ganz recht . . . da waren zwar deutliche Absätze, — aber da stand nirgends „und“, sondern egalweg „oder“, oder, oder, oder.

Dreizehn Uhr fünf war es, als ich mein Köfferchen und meine Beekente nahm und langsam und hungrig nach meinem Zug hinüberwankte. Und als endlich dreizehnhundertvierzig der Mann mit dem Song den Gang entlang lief: „Plagnehmen zum zweiten Mittagessen!“, nahm ich das für einen Wink Gottes und trendelte, damit ich nur nicht den Weg verfehlte, wie ein Hundchen hinterher. Und der erste, der am Tisch saß . . . war ich.